

Thomas Mann als Briefschreiber

Hubert Becher SJ (†)

Jüngste Veröffentlichungen, die der Briefe, erlauben ein drittes Bild von Thomas Mann zu gewinnen. Als Schriftsteller ist er wesentlich Ironiker, in einem höheren Maß als er es selbst in einigen Briefen wahrhaben will. Das Wort steht hier nicht in seiner Eindeutigkeit und Klarheit im Dienst der Wahrheit, sondern in einer merkwürdigen Gebrochenheit und Doppelsinnigkeit. So verhüllt es eher, als daß es erleuchtet. Es knüpft Verbindungen zwischen entlegenen Gegenständen, die auf ihre innere Verwandtschaft zurückgeführt werden sollen.

Das zweite Bild Manns ist das des Lehrers seines Volkes, der im Prunkgewand der Sprache erscheint. In seinen Briefen jedoch ist er der maskenlose, private Mann, der sozusagen in der Hausjoppe seine Umwelt betrachtet und seine Urteile fällt¹. Ein besonderer Glücksfall sind seine sämtlichen Briefe an den jungen Germanisten Bertram, dessen „Nietzsche“ ihm besonders kostbar war. Daraus entwickelte sich ein steter Aus-

tausch in künstlerischen Fragen und ein Bemühen, Bertram vor den Verirrungen des Nationalsozialismus zu bewahren. Es blieb ohne Erfolg. Die Herausgeberin der von 1910 bis 1955 geschriebenen Briefe Manns hat in vielen mühsamen, aber schließlich von Erfolg gekrönten Untersuchungen einen Kommentar beige-steuert, durch den der Briefverkehr in seinem Schwergewicht erst recht sichtbar gemacht wird. Wesentlich anderen Charakter haben die von der Tochter Manns herausgegebenen Briefe an Freunde, Mitdichter, Verleger und Kritiker. Auch hier erscheint Mann als ein kluger und aufmerksamer Beobachter seiner Zeit. Wir finden hier Zeugnisse, die dartun, welch großer Schmerz ihm sein Streit mit seinem sehr geschätzten Bruder Heinrich bereitete, der in den Betrachtungen eines Unpolitischen seinen literarischen Niederschlag fand. In einer feinsinnigen Analyse hat Kurt Sontheimer den Gehalt des Buches erschlossen und ihm andere politische Äußerungen Manns hinzugefügt, die in den Briefen einen persönlichen Niederschlag finden. Leider hat der Verfasser durch seine apologetische Tendenz, jede

P. HUBERT BECHER SJ

20. 11. 1895 — 5. 7. 1962

In den frühen Morgenstunden des 5. Juli ist P. Hubert Becher in der Innsbrucker Universitätsklinik einem langen schweren Leiden erlegen. Seit 1929 war er Mitarbeiter unserer Zeitschrift, seit 1956 gehörte er zu ihrem engeren Redaktionsstab. Er hat in diesen Jahrzehnten viele Beiträge geschrieben, über Literatur und Geschichte, die er einzuordnen wußte in die höhere Welt der Offenbarung. In schwierigen Fragen stand er der Schriftleitung durch sein unbestechliches Urteil zur Seite.

Er ruht in der Gruft der Jesuitenkirche zu Innsbruck neben den Mitbrüdern aus der alten Gesellschaft Jesu, unter dem Hochaltar des hl. Ignatius, dem seine ganze Liebe gehörte.

Wir bitten unsere Freunde und Leser, seiner im Gebete zu gedenken.

DIE SCHRIFTLEITUNG

Meinungsausßerung Manns zu verteidigen, den Wert seiner Forschungen wesentlich gemindert.

In diesen Briefen nimmt Mann zu den religiösen Fragen Stellung. Sich auf die Welt des Religiösen einzulassen, ist für ihn ein Wagnis, da er eigentlich nur die Form der schlichtesten Verehrung des Unerforschlichen kenne. Sein Werk über die Josephsgeschichte führt dann dazu, nach Art von Freud die Religion auf vorreligiöse Tatbestände zurückzuführen. In Joseph, dem mythischen Hochstapler, sind ägyptische, vorderasiatische, griechische Elemente zusammengefloßen. Für die Urzeit ist er das, was später Jesus geschah, in dessen Leben man nachträglich das ganze vorhandene religiöse Kulturgut hineintrug, daß sein Leben wie ein Sonnenmythos zu sein scheint. Wir wissen, daß Mann die religiöse Haltung auch seiner guten Freunde mit allem Zynismus, dessen er fähig war, verspottete. Er fürchtete, daß die katholische Kirche einer des Relativismus müden und zum Absoluten strebenden Menschheit zur Gefahr werden könne. Allerdings nötigte ihm der Kampf der Kirche gegen den Nationalsozialismus Achtung ab. Religion ist für Mann keine innere Notwendigkeit und kein Bedürfnis. An den spektakulären protestantischen Feierlichkeiten, die den Züricher Freunden sehr ärgerniserregend waren, so daß sie sich heimlich aus dem Trauerzug entfernten, war er wohl nicht schuld. Im Gegensatz zu seinem Bruder Heinrich, der in seinen Adern das Erbe katholisch-romanischer Gesinnung zeigte, sieht er sich selbst als Sohn der deutsch-protestantischen Überlieferung.

Im Deutschen findet Mann die konservative Überlieferung besonders ausgeprägt. Zu seinem Leidwesen sieht er das Deutsche durch den Nationalsozialismus entstellt und wendet sich darum auch aus diesem Grund gegen die neuen Machthaber von 1933, die ihn zur Emigration zwingen und die er bis zu ihrem Untergang mit immer größerem Haß verfolgt.

Dagegen hat Rußland ihm viel zu sagen. Über die politische Staatsform kann er

nicht urteilen, man muß es der Zeit überlassen, ob der Bolschewismus eine Kultur schafft, die an die vertraute Vergangenheit anknüpft. Zu Frankreich findet Mann kein rechtes Verhältnis. Dagegen läßt sich mit den Engländern leben.

Aufmerksam verfolgt Mann die literarischen Erscheinungen der Gegenwart. Besonders Werfel und Hesse nötigen ihm Achtung ab, auch wenn er bei Hesses *Demian* feststellt, daß er nicht ganz „auf der Höhe“ sei. Allgemein erwartet er jedoch als Dichter nicht besonders viel von einem Urteil eines Dichters. Er selbst fand bei den Zeitgenossen auch unterschiedliche Beurteilung. Hesse erwähnte den Magister Thomas von der Trave als berühmten Glasperlenspielmeister, der es verstanden habe, durch den Erfindungsreichtum und die Spielfreudigkeit dem Glasperlenspiel neuen Glanz zu verleihen. Albrecht Schaeffer dagegen schrieb von ihm, „dieser Thomas Mann, von dem ich kürzlich einen Brief erhielt – ohne ihn näher zu kennen und ohne auch eben mehr von ihm zu halten als einen sehr talentierten Schriftsteller von der Art, die stets nicht ganz so viel ist als sie zu schreiben weiß“ (an Werner Vorfriede, Mai 1919, *Neue deutsche Hefte*, Januar 1961, 862).

Am kürzesten und vielleicht auch treffendsten, ohne ehrenrührig oder devot zu werden, hat Robert Musil den Dichter beurteilt, den er „Großschriftsteller“ nennt. So erscheint Thomas Mann zwischen zwei Parteien. Er nennt sich selbst einen Mann der Mitte, einen Pragmatiker und Mann der praktischen Vernunft. Diese Erkenntnis bringt ihn in einen gewissen Gegensatz zum Deutschen, in dem seiner Meinung nach das Hohe und viel Gemeinsames gedeihe. Dagegen sei das brauchbare Mittlere in „Europa“ viel mehr zu Hause. Sein eigener Genius, an den er als sein Schicksal glaubt, ist die Mitte zwischen Dämonie und Bürgerlichkeit, Tat und Gewissen.

Recht ergiebig sind Manns Briefe bezüglich seiner Äußerungen über die Kunst. Sie ist eine Urgegebenheit, die unter keinen Umständen aus der Welt

kommen kann, und die Lebensform des Künstlers ist unsterblich. In seiner Jugend hat er Anwandlungen, in denen er seine Neigung zur Kunst und zur Literatur als eine Verarmung empfindet. Er erfährt dankbar, daß in ihm auch etwas Ehrliches, Warmes und Gutes vorhanden ist, das noch nicht durch die verfluchte Ironie verkünstelt und zerfressen ist. Später verliert sich dieses Gefühl, wenn ihm auch sein Mangel an Unbefangenheit, an Harmlosigkeit, an Unbewußtem fühlbar bleibt, die seinem Wesen eine gewisse Nervosität und Künstlichkeit aufprägen. In merkwürdiger Verkenntung seiner Lage hält er die Neigung zu Ironie für einen unvollkommenen Ausdruck seines Künstlertums, dem er zur Erholung sozusagen Eingang gewährt. Sein Talent ist nicht wie eine sprudelnde Quelle. Es ist nichts Seichtes, Tändelndes, sondern in der Wurzel das Bedürfnis, ein kritisches Wissen um das Ideal. Wenn er nicht Schriftsteller geworden wäre, meint er, hätte er ganz gut Geistlicher werden können, denn hierzu sei nicht irgendwelche Gläubigkeit notwendig, sondern nur, oder doch hauptsächlich eine bestimmte Grundhaltung, sich daheim zu fühlen in der ethischen Atmosphäre von Kreuz, Tod und Gruft.

Der Künstler ist ein geistiges Wesen und zugleich in hohem Grad Form- und Willensmensch. Mann ist kein Lyriker, der sich persönlich ausspräche, sondern ist auf Objektivierung und Distanzierung angewiesen. Wichtiger als das Reinkünstlerische ist das Menschliche. Je höher und reiner das ist, desto mehr ist auch der Kunst gedient. Der Künstler lebt also in einer ethischen Sphäre, in der das Schlechte und Böse einen „Dienst“ charakter tragen. Die Anziehung, die das Krankhafte auf ihn ausübt, ist geistiger Art: Er ist auf die Vergeistigung des Instinkts bedacht. Nur ein schlechter Naturalismus betreibt den Kult des Pathologischen um seiner selbst willen. Für ihn ist es ein Mittel zu geistigen, poetischen und symbolischen Zwecken. Das Reale gewinnt ungeheuer durch die dichterische Anziehungskraft,

durch die ideelle, symbolische Transparenz. Der Roman ist seine Form. Der Roman verlangt das Soziale; durch das Zusammenspiel von Mythos und Wissenschaft, seine menschliche Breite, seine Objektivität und Ironie wird er zum repräsentativen Kunstwerk der Gegenwart. Doch ist für Mann der Reiz des Individuellen, Metaphysischen unvergleichlich größer. Zusehends, wohl durch seinen Josephsroman besonders dahin geführt, gewinnt das Mythisch-Religionshistorische vom Bürgerlich-Individuellen weg zum Typischen, Generellen und Menschlichen eine größere Bedeutung. Mann war in einem freilich sehr beengten Bereich ein hoher Formkünstler, der den Formbegriff allerdings nicht erst beim Objektiven und bei der Komposition beginnen läßt, sondern ihn entgegen vielen andern viel tiefer im Gehalt gegründet weiß. Obwohl er eine ganze Fülle von Formen entdeckte, die gern nachgeahmt werden, sind sie letztlich ein Stück seiner eigenen Bildung und des „Bildes“, das er der bildungslosen und -feindlichen Zeit entgegensetzte.

Von dem zweiten Band der Briefe, der die Stücke ab 1936 bringen wird, dürfen wir wohl noch manchen Gewinn erwarten an Einsicht in den trotz vielseitiger Meisterschaft doch immer auch fragwürdigen Dichter.

¹ K. Sontheimer, Thomas Mann und die Deutschen, München 1961. — Thomas Mann an Ernst Bertram. Briefe aus den Jahren 1910—1955, Pfullingen 1960. — Thomas Mann, Briefe 1889—1936, hrsg. von Erika Mann, Frankfurt 1961.

Mensch und Naturwissenschaft

Wenn ein theoretischer Physiker ein Buch schreibt mit dem Titel „Der Mensch und die naturwissenschaftliche Erkenntnis“, so möchte man zunächst vermuten, daß hier wieder einmal vom physikalischen Weltbild aus Licht auf andere Gebiete des menschlichen Geisteslebens fallen soll. Tatsächlich hat jedoch vor kurzem der bekannte Züricher Physiker *Walter Heitler* ein solches Buch geschrie-